

Spurensuche in „Korea“

Manfred Wieninger

erschienen in: Konkret Nr. 7/2005

Vom vermutlich größten Zwangsarbeitslager der NS-Zeit auf dem Gebiet der heutigen Landeshauptstadt sind heute nur mehr die Grundmauern einer Baracke, einige Betonpfeiler der Stacheldraht-Umzäunung und ein halber Pfeiler des Lagertores vorhanden. Die Viehofener Au überwuchert mittlerweile das gesamte Terrain, das nach der Befreiung St. Pöltnens kurz auch als Anhaltelager für sowjetische Zivilgefangene und danach in der Zeit der größten Wohnungsnot als Barackensiedlung für arme St. Pöltner diente. Ältere Einheimische kennen noch den Namen, den man diesem schauderhaften Ort in der Nachkriegszeit gegeben hat: „Korea“. Ende der Sechziger Jahre wurden die Baracken dem Erdboden gleichgemacht. Manfred Wieninger berichtet im Folgenden über die Ergebnisse seiner Spurensuche.

Als 766. Verstorbene des Jahres 1945 ist im Totenbuch der Stadt St. Pölten - einer dicken, schwarzen, übergroßen Kladde, die im Stadtarchiv aufbewahrt wird - die zweiundzwanzigjährige Kindergärtnerin Matta Tschernowa verzeichnet. Sie starb am 19. April 1945 um 13 Uhr 21 im St. Pöltner Krankenhaus an den Folgen eines Bauchschusses. Zwei Tage später wurde sie am Hauptfriedhof begraben. Am 14. Mai 1946 wurde sie exhumiert, wobei ihr Vorname in den diesbezüglichen amtlichen Unterlagen zu Nata bzw. Natha mutierte, und im Schachtgrab 25 b der Reihe VI wieder beigesetzt, einer Reihe von unbezeichneten, bis heute namenlosen Schacht- bzw. Wiesengräbern, in denen in der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit hunderte Menschen bestattet worden sind: Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene, Bombenopfer ohne Angehörige, verstorbene Insassen des Altersheimes in der Ertlstrasse, die wahrscheinlich ebenfalls ohne Anhang waren, einige ungarisch-jüdische Häftlinge des Zwangsarbeiterlagers in der Viehofener Au, tödlich verunfallte Auswärtige und sogenannte Volksdeutsche, russische, deutsche und ungarische Soldaten sowie vermutlich auch einige exekutierte Deserteure und Plünderer.

Als Wohnort von Matta Tschernowa, dort wird sie vielleicht auch den Bauchschuss erlitten haben, wird im Totenbuch die St. Pöltner Glanzstoff-Fabrik angegeben. Sie war also vermutlich eine ukrainische oder russische Zwangsarbeiterin und hatte die Befreiung, die sie nur kurz genießen konnte, im Glanzstoff-Zwangsarbeiterlager westlich der Austraße erlebt. Über ihren Mörder wissen wir noch viel weniger als über sie, nämlich gar nichts. Es könnte ein sowjetischer Soldat gewesen sein, denn nicht nur die einheimischen Frauen, sondern auch die Ostarbeiterinnen waren in den ersten Tagen nach der Eroberung St. Pöltnens für die Eroberer Freiwillig. Matta Tschernowa könnte aber auch vom NKWD unter der Anschuldigung allzu enger Kooperation mit den Nazis während ihrer Zwangsarbeiterschaft liquidiert worden sein.

Matta Tschernowas letzter Wohnort liegt westlich der Austraße, südlich der heutigen Dr.-Adolf-Schärf-Straße und nördlich der jetzigen Glanzstoff-Kläranlage in der Viehofener Au. Auf einem Luftbild, das ein amerikanisches Aufklärungsflugzeug vermutlich am 2. April 1945 aufgenommen hat, erkennt man sechs große Baracken, drei davon in Nord-Süd-Richtung aufgestellt, die anderen drei in Ost-West-Richtung. Bauherr dieses Barackenlagers „In der Au“ war die „Glanzstoff-Fabrik St. Pölten Aktiengesellschaft“, die in einem am 10. Juli 1943 bei der Stadtverwaltung eingereichten Plan sogar eine künftige Erweiterung um drei zusätzliche Baracken anmeldete. Quer über die Gleise der Herzogenburger Bahn und die Herzogenburger Straße wurde die Zwangsarbeiter Tag für Tag in die nahe Glanzstoff eskortiert. Der erwähnte Plan ist übrigens eines der ganz wenigen Dokumente über das Lager, das sich in österreichischen Archiven erhalten hat. Eigentlich weiß man nicht einmal, welche kriegswichtigen Produkte die Glanzstoff-Zwangsarbeiter herzustellen hatten. Fallschirmseide oder Reifencord für Militärfahrzeuge wären immerhin denkbar.

Ebenso wenig weiß man über die konkreten Lebensbedingungen im Lager selbst, das von einem hohen Stacheldrahtzaun umgeben und bewacht war. Eine Zeitzeugin, die mit ihrer Mutter in den Kriegsjahren einen Schrebergarten nordwestlich der Glanzstoff-Fabrik bewirtschaftete, erinnert sich an das Zwangsarbeiterlager: „Da sind nur die hingekommen, die Schrebergärten gehabt haben. Sonst hat sich gar keiner hingetraut, denn da sind Soldaten mit Gewehr gestanden. Über die Schienen hat sich keiner drüber getraut. Da hast nie was gehört, nur Schüsse hie und da. Meine Mutter und ich haben einmal zwei Männer mit einer Pritschen auf zwei Holzradeln aus dem Lager kommen gesehen, da lag eine kranke Frau oben. Haben alle schlecht ausgeschaut. Wahrscheinlich haben sie sie zum Arzt geführt, Dr. Baumgartner war Arzt in Viehofen.“

Die Nazibürokratie hat für alle St. Pöltner Zwangsarbeiter Meldescheine angelegt, die sich im historischen Meldearchiv der Stadt St. Pölten erhalten haben. Allerdings wäre es eine wahre Sisyphus-Arbeit, aus den ein- bis zweihunderttausend Meldescheinen von der Monarchie bis zum Ende der Sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts diejenigen der Zwangsarbeiter herauszusuchen und entsprechend auszuwerten. Dieser Mühe hat sich bis jetzt noch niemand unterzogen, und daher lässt sich auch die Gesamtzahl der in all den Kriegsjahren in die sechs Baracken eingepferchten Glanzstoff-Zwangsarbeiter nicht angeben. Es werden wohl insgesamt mehrere hundert gewesen sein. Eine Aufstellung des Unternehmens für die Polizeidirektion St. Pölten von 5. November 1944, die einem Ansuchen um Übermittlung der „neuen Volkstumsabzeichen (5 Abzeichen pro Person)“ beigelegt war, nennt jedenfalls exakt 300 „Hilfswillige“, fast zwei Drittel davon Frauen. Von der Nationalität her waren es vor allem Ukrainer und Russen, darunter viele Menschen aus dem zerstörten Stalingrad, aber auch Franzosen, Italiener, Tschechen, Armenier, Griechen, Weißrussen, Rumänen, Letten und Exoten wie etwa die vierköpfige, persische Familie Kadyrow, welche die Wirren des zweiten Weltkrieges nach Budapest verschlagen hatte. Selbst eine am 19. November 1943 ausgestellte Identitätskarte der Königlich Schwedischen Gesandtschaft in Budapest konnte die Kadyrows in den letzten Kriegsmonaten nicht mehr davor schützen, als „Hilfswillige“ ins „Reich“ verschleppt zu werden. Am 22. November 1944 kamen sie vom Durchgangslager Strasshof an der Nordbahn nach St. Pölten und wurden ins Zwangsarbeiterlager „In der Au“ gebracht.

Nicht alle Zwangsarbeiter haben die Enge, die mangelhafte Ernährung, die Ausbeutung in der Fabrik und das Fernsein von der Heimat ertragen. So etwa der 31-jährige russische Hilfsarbeiter Sergej Jeremenko, der laut Meldeblatt am 14. Jänner 1944 vom Arbeitsamt zur Glanzstoff überstellt wurde und der mit 22. Februar 1944 als „arbeitsflüchtig und derzeit unbekannt“ galt. Bereits am 18. Jänner 1943 war der zwanzigjährige russische Schlosser Wasil Iljuschin aus dem Lager geflüchtet. Aber auch Frauen wie etwa die zwanzigjährige Maria Nabokowa, die am 17. Jänner 1944 dem Stacheldraht in der Au Adieu sagte, lehnten sich gegen die Fron auf. Über das weitere Schicksal dieser Menschen ist nichts bekannt. Eintragungen auf den jeweiligen Meldeblättern lassen aber vermuten, dass ihre Freiheit jeweils nur wenige Tage gedauert hat. Welche Strafe sie für ihre „Arbeitsflucht“ erwartete, darüber geben die Meldeblätter keine Auskunft.

Weitere Flüchtige, die stichprobenartig aus den Meldeblättern ermittelt wurden und offenbar ein Sklavendasein im Feindesland nicht länger ertragen konnten und wollten, waren der krimtatarische Bauer Ermir Weki Normanbetow (17. November 1943 „flüchtig nach unbekannt!“), sein Landsmann Sulejman Ismailow (25. April 1944 „Abmeldung wegen Arbeitsflucht“), die russische Gärtnerin Agavia Jakimowa (22. Februar 1944 „arbeitsflüchtig u. derzt. unbekannt“), die ukrainische Bäuerin Nadja Kaletinier (1. September 1944 „arbeitsflüchtig“), die tschechische Hilfsarbeiterin Marie Jetlisccka (22. Juni 1942 „unbekannt geflüchtet“) und die vierzehnjährige russische Hilfsarbeiterin Nina Jakimtschuk (13. Februar 1944 „arbeitsflüchtig“). Nur für Letztere kann man mit Hilfe des Meldeblattes sicher belegen, dass ihre Flucht nicht letal endete - Jakimtschuks Ausflug in die Freiheit dürfte laut den dort aufgetragenen Daten bereits am 15. Februar 1944 zu Ende gewesen sein, ab 29. Juli dieses

Jahres ist sie wieder als Glanzstoff-Hilfsarbeiterin gemeldet. Ob sie die Monate dazwischen in Kost und Logis von Schutzpolizei oder gar Gestapo verbringen musste, darüber gibt das Meldeblatt keine Auskunft.

Es gab noch eine weitere Möglichkeit, dem Lager zu entfliehen: So trank etwa die Arbeiterin Forma Swinarenko am 4. Dezember 1944 um 14 Uhr 20 in der Glanzstoff so viel Lauge, dass sie wenigstens im Tode frei war.

Für die, deren Überlebenswille stark genug war, war in seltenen Momenten trotz alledem vielleicht auch so etwas wie ein kleines Glück möglich. „Wir haben dort unten [= in der Austraße; M. W.] gewohnt. Ich war 15 Jahre alt und habe mir die ersten Sporen im Umgang mit dem anderen Geschlecht verdient. Es waren Mädchen aus der Ukraine, Glanzstoff-Arbeiterinnen, die deutsch lernen wollten und uns russisch gelernt haben. An manches kann ich mich bis heute erinnern. Zum Beispiel „Mnoga Moscha“, das heißt, „viele Gelsen“. Wir sind mit den Mädchen an der Traisen spazieren gegangen. Das Lager war auf einer Lichtung in der Au, hatte einen hohen Stacheldrahtzaun, aber Wachen hat man keine gesehen. Ins Lager sind wir allerdings mit den Mädchen nie gekommen. Nach dem Krieg, wie die Nazis im „Korea“ inhaftiert waren, war mein Vater, der ja Polizist war, Aufseher dort“, erinnert sich ein heute 75-jähriger Zeitzeuge nicht ungern an diese Zeit seiner Jugendjahre.

Die sowjetische Militärverwaltung brauchte nach Kriegsende viele Monate, um die aus dem Osten stammenden St. Pöltner Zwangsarbeiter zu repatriieren, wobei sich Italiener und Franzosen mehr oder weniger auf eigene Faust auf den Heimweg gemacht haben dürften. Vermutlich erst im Mai des Jahres 1946 war das Glanzstoff-Lager geräumt. Bis knapp über die Jahreswende 1945/46 hinaus nutzten die sowjetischen Kommandostellen in St. Pölten eine freigewordene Glanzstoff-Baracke, um darin ihre Zivilgefangenen – sprich Nationalsozialisten oder wen sie halt dafür hielten – zu internieren. Danach dienten die Baracken bis 1967 als Notwohnungen für Bedürftige. Die Bewohner wurden von den frühen Fünfziger Jahren an in der Umgebung „Koreaner“ genannt und galten nicht gerade als feinsten Umgang. Ob sie den Namen „Korea“ für ihr Quartier, der deutlich auf den Koreakrieg konnotiert, selbst gewählt haben, oder ob er ihnen als Stempel der sozialen Deklassierung aufgedrückt worden ist, bleibt unklar.

Heute sind von „Korea“ nur mehr die überwucherten Betonfundamente einer Baracke mit einem weitgehend eingestürzten Bunker vorhanden, der wohl den Wachen und Aufsehern als Unterstand bei Bombenangriffen gedient haben wird. Den Rest des Quartiers hat die Au verschlungen. Vereinzelt ragen noch die Betonpfeiler, die einst den Stacheldraht trugen, aus dem übermannshohen Gebüsch und Gesträuch.

Der Sandler, der sich im halb verschütteten Bunkereingang aus alten Textil- und Deckenresten einen Unterstand, ein Schlafnest geschaffen hat, ist wohl tagsüber in der Umgebung oder in der Innenstadt mit seinen kleinen Geschäften und Vergnügungen beschäftigt. Auf jeden Fall dürfte er abends Gösser Gold als Schlummertrunk bevorzugen, wie die zahlreichen leeren Dosen im Gelände bezeugen. Darüber hinaus verspürt er in seiner Freizeit offenbar auch ein starkes Dekorierungsbedürfnis, jedes Bäumchen, jeder Strauch, jeder Zweig rund um seine Schlafstatt ist mit farbigen Wäschekluppen, Zuckerl-Einwickelpapier, Streifen aus Alufolie, bunten Verpackungsresten, leicht beschädigtem Weihnachtsschmuck, Kerzenresten, leeren Schnapsfläschchen usw. geschmückt. Noch nie in seiner ganzen Geschichte war „Korea“ so schön.